



UNTER SCHWESTERN

Beste Freundinnen oder erbitterte Rivalinnen – Schwesternbeziehungen sind immer etwas ganz Besonderes: hochemotional, explosiv und von großer Wärme

FOTOS: CLEMENS KOIS

ZWEI SCHWESTERN IM RAMPENLICHT: INTERVIEW MIT SUSANNE UND CHRISTINE SCHÄFER

Die Kleine ist die Große. Zumindest wenn man Feuilleton-Maßstäbe ansetzt. Die Starsopranistin Christine Schäfer, 44, (linke Seite, mit weißem Shirt und rotem Rock) hat sich innerhalb weniger Jahre in den Opernhimmel gesungen und schwebt dort auf Wolke Händel in einer Höhe mit Anna Netrebko & Co. Ihre „Winterreise“ von Schubert aus dem Jahre 2006 gehört zu den Juwelen des Hör-CD-Sektors. Ihrer Stimme wird „überirdischer Glanz“ beschieden und so arbeitet sie mit allen großen Dirigenten unserer Tage: Claudio Abbado, Daniel Barenboim, Pierre Boulez, Sir Simon Rattle. Und auf allen großen Bühnen. Am 16., 21. und 28. in Salzburg. Im September u. a. in Essen, Köln und Frankfurt.

Ihre zwei Jahre ältere Schwester Susanne Schäfer (mit grünem Kleid und lilafarbener Jacke) ist Schauspielerin, trat unter Peter Zadek und Karin Brandauer auf und war in vielen TV-Produktionen zu sehen: „Tatort“, „Soko“, „Der Alte“, „Diese Drombuschs“, „Hinter Gittern“ oder „Breloers Todesspiel“. Sie produziert eigene CDs (z. B. „Versaute Witze“). Zurzeit spielt sie eine der weiblichen Hauptrollen in der ARD-Montagabend-Familien saga „Geld.Macht.Liebe“.

Christine Schäfer lebt mit ihren beiden Töchtern Alva und Helena (Ehemann Oliver Herrmann, Fotograf und Regisseur, ist vor sechs Jahren gestorben) in Berlin-Mitte, Susanne

Schäfer mit ihrem 15-jährigen Sohn und ihrem Mann, dem Schauspieler Vitus Zeplichal, bei Salzburg. Dort, in Salzburg, im Festspiel-Hotel „Goldener Hirsch“ am Karajanplatz, trafen wir die beiden Schwestern.

WAS MICH AM MEISTEN INTERESSIERT: DIE EINE BRILLIERT ALS WELTSTAR DER OPER, DIE ANDERE SPIELT GERADE IN EINER EHER MASSENKOMPATIBLEN TV-SERIE. GIBT'S DA FUTTERNEID? ODER EINE ART MINDERWERTIGKEITSGEFÜHL?

Susanne: Ja, ehrlich gesagt, ja. Sie kommt in der Welt herum. Die Met, Amsterdam, Paris. Wird überall hymnisch gefeiert, ist seit einem Jahrzehnt Teil dieser Hochkultur, die Edelfedern der Feuilletons schreiben sich die Finger blutig und dann ist sie jetzt schon wieder ausgebucht bis 2015. Oder, sag lieber du...

Christine: Ja, bis 2013. Aber ich habe hier in Salzburg die schlimmsten Monate des Lebens hinter mir, drei Produktionen gleichzeitig, darunter für die Festspiele die „Theodora“ von Händel, eigentlich ein Oratorium, schwere Kost. Stundenlange Proben täglich, Texte lernen, ernste Texte und heute noch nichts gegessen.

Susanne: Na ja, und ich kann froh sein, wenn ich im Juni weiß, ob ich mit meiner Arbeit über den Winter komme. Dabei habe ich Riesenglück derzeit. Ich kann von diesem wun-

derschönen Beruf leben. Welch ein Luxus! Und ich weiß auch gar nicht, ob ich mir Verträge bis 2015 wünschen würde.

Christine: 2013. Du hast eben auch viel mehr Konkurrenz als ich – in deinem Bereich und für deinen Typ. Ich bin ja auf meiner Bühne eher wie die Luxusbewohnerin eines exklusiven Geheges.

Susanne: Wir zwei verkörpern ja letztlich diesen typisch deutschen Unterschied von E- und U-Kunst. Und das macht mich mittlerweile wütend. Klar wünsche ich mir von meiner Schwester mehr Anerkennung. Nur die kennt sich halt auch in meinem Arbeitsmilieu nicht so gut aus. Aber eigentlich kann mich dieser ganze Kultur-Arroganz-Betrieb mal, die gestriegelten Kulturpápste, Opern- und „Theater heute“-Schickis. Ich mache dann lieber Volkskunst, veröffentliche schweinsche Witze, mache Hinterglasbilder oder stehe in kleinen Theatern ganz nah vor dem Publikum.

WIE WAR DAS DENN FRÜHER BEI IHNEN BEIDEN DAHEIM NOCH IN FRANKFURT?

Susanne: Ich war die Ältere. Ich konnte immer alles. Das Abitur mit 1,3. Die Aufnahme in München in der Otto Falckenberg Schule. Dann zwei Jahre später bei Zadek im Hamburger Schauspielhaus, alles klappte. Theater, Film, TV, tolle Sachen, „Breloers Todesspiel“ etwa. Und dann plötzlich kommt die Kleene und überholt mich von hinten. ➔

Die rechte Schwester mochte ich schon immer lieber. Zwar wirkt die linke auf dem Gemälde „Zwei Schwestern“ des Expressionisten Otto Mueller sanfter, gutmütiger. Doch die rechte Schwester hat ihre Augen weit offen. Ruhig, fast ein wenig traurig scheinen sie ein Ziel in weiter Ferne zu suchen. Der Blick der beiden Frauen begegnet sich nicht, doch ihre Körper stehen ganz nah zusammen. Die Sanfte legt – beschützend oder bestimmend? – ihren Arm um die Schultern der anderen. Eng verbunden und gleichzeitig weit voneinander entfernt wirken die beiden. Schöner, berührender und trefender als in diesem Bild hat niemand die Aura und die Ambivalenz von Schwesternbeziehungen eingefangen

– so innig und vertraut, so schwierig und voller Rivalität.

Mit vier Schwestern habe ich gleich vier dieser wunderbaren und komplexen Beziehungen. Wenn ich Bekannten zum ersten Mal von meinem Lieblingsquartett erzähle, ist die spontane Reaktion in der Regel: O Gott, dein armer Vater! Warum? Na, mit all den Frauen! Manchmal wird (mitleidsvoll) nachgeschoben: und wirklich keinen einzigen Bruder? Nein, nur ältere Schwestern. Zum Glück! Ich als Nesthäkchen wurde von der größten behütet und genoss Freiheiten, die die Mittelfeld-Mädchen quasi als Pionierinnen mühevoll bei unseren Eltern durchgesetzt hatten. Ganz unbewusst erfüllten wir so Rollenzuweisungen, die in der Individualpsychologie mit der sogenannten Birth

Order, dem Geburtsrangplatz, zusammenhängen. Die Grundannahmen sind hinlänglich bekannt: Das erstgeborene Kind zeichnet sich durch Verlässlichkeit und Verantwortung aus, ist im Beruf erfolgreich und übernimmt die konservativen Ansichten der Eltern. Das jüngste wird am meisten verwöhnt und (zu) stark umsorgt. Und die armen Sandwichkinder zwischendrin müssen um Aufmerksamkeit kämpfen und werden so zu den Rebellenden der Familie.

Ganz so einfach ist das alles natürlich nicht, auch nicht in der wissenschaftlichen Theorie. In den 1980er-Jahren haben Dr. Cecile Ernst und Professor Jules Angst von der Züricher Psychiatrischen Universitätsklinik zahlreiche Studien zum Geburtsrangplatz ge- ➔



Christine: Ja, das stimmt wohl, in meiner Erinnerung hast du immer schon den Ton angegeben. Und was den Ideenreichtum angeht, habe ich dich immer bewundert. Bis heute. Du fotografierst so viel besser als ich, deine Hinterglasbilder sind hinreißend. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mir – glaube ich – irgendwann einen Sektor herausgesucht, in dem ich garantiert besser bin als die große Schwester.

ERINNERN SIE SICH AN EINE TYPISCHE SCHLÜSSELSZENE, ETWAS, WAS EIN NACH UND NACH KOMPLIZIERTER WERDENDES SCHWESTERNVERHÄLTNIS AUSDRÜCKT?

Susanne: Ja, leider. Unsere Eltern waren ja Betreiber eines Metzgereimeisterbetriebs und haben uns mit Bach und Buch erzogen, uns Instrumente lernen lassen und hielten uns vom TV fern. Aber ein paar Sachen durften wir dann doch anschauen. Und irgendwann haben wir zwei zusammen ein Melodrama gesehen, so was wie „Vom Winde verweht“. Tränen, Wahn, Liebe. Und ich

sagte dann plötzlich: Die eine Hauptdarstellerin, das bin übrigens ich. Und du sagtest nach einer kurzen Pause, ja, nun, okay, auch egal, dann bin ich halt die andere. Und ich antwortete: Nein, Kleene, weil die bin ich auch schon. Das war sicher ein Spiel, aber doch auch schon aufkommender Schauspieler-Voyeurismus.

Christine: Nun ja, auch egal, heute spielen wir alle ja alles, nicht wahr? Und den Supergag mit der Penatencreme verzeihe ich dir hiermit.

Susanne: Ich hab ihr mal vor langer Zeit Penatencreme auf die Zahnbürste gedrückt. Einfach um zu zeigen, wer hier das Sagen hat. Ich war zunächst ja alleine da, zwei Jahre lang. Und dann kommt plötzlich jemand daher und will dasselbe und die Liebe der Eltern wird neu aufgeteilt, was heißt, die Hälfte – oder sogar noch mehr – ist entzogen. Was das Ganze noch dramatischer macht, ist die Tatsache, dass sie sich im März – ich habe am 7. Geburtstag – auch dort vier Tage vor mich geschoben hat. Ich konnte das

alles nicht fassen, Geschenke, Zuwendung, alles ging zunächst an mir vorbei. Frust pur, wo ich doch die Ältere bin.

UND WIE LÖST SICH DANN SO EIN GESpanntes VERHÄLTNIS AUF EINES TAGES?

Susanne: Ich kam mir schon wahnsinnig intellektuell vor, belesen, vom Theater gebildet, vom Gesang, der Oper, in hohen Sphären und habe auch versucht, Christine von meinen Cliquen fernzuhalten. Also nix da von wegen Party zusammen. Das war alles klar abgegrenzt. Später bin ich sofort nach dem Abitur nach München, war weg, ohne Blick zurück. Und dann hörte ich, dass du kurz danach deine Schule abgebrochen hast.

IST DAS NICHT AUCH EINE RIESIGE ERLEICHTERUNG, WENN DIE ÄLTERE ENDLICH AUS DEM HAUS IST?

Christine: Sie war schon sehr dominant. Immer wurde mit dem Vater über mich, die Kleine da, diskutiert. Und dann musste ich zu allem Malheur ein Jahr wiederholen und war danach noch schlechter als vorher, weil ich

nauer unter die Lupe genommen. Dabei stellten sie fest: Kaum eine war empirisch haltbar, die Ergebnisse so verlässlich wie die Botschaften von Glückskeksen. Die Untersuchungen hatten wichtige soziale Faktoren, wie z. B. Milieuzugehörigkeit oder religiöse Umstände, meist einfach außer Acht gelassen. Auch Corinna Onnen-Isemann, Soziologin und Professorin an der Universität in Vechta, erkennt zusätzliche Schwierigkeiten der Birth Order: Sie stellt sich die Frage, ob man nur eine von der Gesellschaft vorgegebene Rolle erfüllt, sich also „einfach nach den bekannten Stereotypen richtet“, oder ob man aus eigenem Antrieb handelt. Die Soziologin ist sich aber sicher, dass die Rangfolge insofern Einfluss hat, „dass ältere Schwestern sich

verantwortlich fühlen und die jüngere nacheifert oder sich bewusst abgrenzt – der soziale Umgang wird dadurch mitbestimmt“. Gemeinsam mit der Kulturwissenschaftlerin Gertrud Maria Rösch von der Universität Heidelberg hat die Soziologin das Buch „Schwesterherz, Schwesterschmerz“ verfasst. Über hundert Frauen geben hier spannende Einblicke in ihre Schwesternbeziehung. Fest steht: Eine Schwester ist mehr als eine Freundin. Wie bei der Familie handelt es sich um eine nicht wählbare Beziehung, schließlich wird man einfach in sie hineingeboren, die Verbindung hat etwas Schicksalhaftes. Und noch etwas: Sie sind meist die längsten und intimsten Beziehungen in unserem Leben, sind sogenannte Primärbeziehungen. „Die gemeinsame

Sozialisation bindet mehr zusammen als alles andere. Dadurch können Geschwister über Dinge reden wie: Weißt du noch damals, an Weihnachten... Das geht mit einer Freundin nicht“, so die beiden Autorinnen.

Frühe gemeinsame Erinnerungen – manchmal auch düstere Familiengeheimnisse – sorgen, egal, wie subjektiv gefärbt, für den Dichtungskitt. Diese schicksalhafte Verbindung gilt für Brüder natürlich genauso wie für Schwestern. Dennoch: Diese Vorstellung zweier Schwestern, die alles teilen, die auf Gedeih und Verderb zusammengeschweißt sind, hat sich in unseren Köpfen als Klischee festgesetzt. Im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts finden sich etwa keine spannenden Fallbeispiele für Schwesternverbin-

„WURDE FRÜHER EINE VON UNS ABGEWIESEN, HAT AUCH DIE ANDERE KEIN WORT MEHR MIT DEM KERL GEREDET“

ja dachte, ich weiß eh schon alles. In der 12. Klasse bin ich dann einfach nicht mehr in die Schule gegangen. Es hagelte blaue Briefe. Aber ich durfte weiterhin Klavier üben und mehr wollte ich nicht von diesem Leben, morgens Kaffee, dann Klavier und als Susanne endlich weg war, war das für mich der Aufbruch, Freiheit, endlich Luft zum Atmen, ein toller Moment. Sorry, Sister!

SIND SIE SICH DENN SPÄTER IRGENDWANN EINMAL SONST NOCH IN DIE QUERE GEKOMMEN – IN PUNCTO MÄNNER ZUM BEISPIEL?

Susanne: Nein, da sind unsere Geschmäcker zu verschieden.

Christine: Aber wir haben eine durchaus vergleichbare Männerwahl getroffen. Vom Typ her völlig verschieden, sind sie wahre Künstler, haben beide Filme gemacht, ihre eigenen Projekte produziert, sehr eigenwillig, sehr besonders und sie haben auch mit uns gearbeitet, uns gefördert und motiviert.

Susanne: Aber wenn früher eine von uns abgewiesen wurde, hat auch die andere mit dem kein Wort mehr geredet. Da gab es immer Solidarität und Loyalität.

Christine: Aber bei Oliver meinst du ja, ich solle lieber die Finger von ihm lassen.

Susanne: Er war so provokant, wie ein Seismograf, legte ständig den Finger auf die wunde Stelle. Da fand ich meine kleine Schwester eine Zeit lang richtig doof. In dieser Zeit machte ich einen sehr schönen Film

als Partnerin von Christoph Waltz und am Tag der Ausstrahlung im Ersten rief ich dich an und sagte dir Bescheid und dann höre ich: Och, das ist aber wirklich schön für dich, aber der Oliver will heute Abend Fußball sehen, im Zweiten.

SIE HABEN ES OHNEHIN NICHT SO MIT DEM FERNSEHEN, DER MASSENKULTUR, DER MEDIEN-PR, CHRISTINE SCHÄFER?

Christine: Ich finde mein Verhalten total normal. Ich mache Dinge eben nicht, die ich nicht machen will. Das gilt zwar bei manchen Presseleuten schon als krankhaft, aber ich kann nun mal nicht anders. Ich mag das Authentische, im Sinne von: nicht perfekt, wenn man das Rascheln und Husten noch hört, wie bei den alten Aufnahmen von Maria Callas. Auch dass heute jeder Ton mitgeschnitten wird, diese industrielle Vollerwertung, behagt mir nicht. Da ist zu viel Druck und zu viel Perfektion im Spiel.

NUN SIND SIE JA AUFGRUND IHRER KONSEQUENTEN ART SO ETWAS WIE DAS ENFANT TERRIBLE IN DER KLASSIKWELT – EINE POPQUEEN, EINE MODERNE MUTTER, PATCHWORK-FAMILIE, WELTSTAR. WIE WICHTIG IST IHNEN IMAGE?

Christine: Man kann die Ehrliche raushängen lassen und rebellische Sätze verbreiten oder man kreiert ein künstliches Image, damit man in Ruhe gelassen wird. Man macht dies oder was ganz anderes. Das ist eine

recht persönliche Angelegenheit. Wobei es aber ehrlich gesagt wirklich Spaß macht, gegen den Mainstream zu agieren. Ich weiß nur nicht, wie lange das noch gut geht. Bisslang aber glaube ich, hat es mir noch nicht geschadet, dass ich Interviews auch mal absage. Das ist bei Schauspielern ja ähnlich. Einige vermarkten sich mit allen Mitteln, andere haben das nicht so gerne. Und ich spiele da halt nicht mit.

NUN GILT, SUSANNE SCHÄFER, IHRE SERIE, ALSO GELD.MACHT.LIEBE ALS EINE ART SOAP, EIN HESSISCHES „DALLAS“. WIE BESTEHEN SIE DA IM VERGLEICH ZUR HOHEN KUNST, DIE IHRE SCHWESTER REPRÄSENTIERT?

Susanne: Ich kann nicht leugnen, dass mir das manchmal Probleme bereitet. Und ich glaube, dass du es irgendwie mehr wertschätzt, wenn ich Theater mache. Ich habe nun auch bei Zadek gearbeitet und gehe mit meinem Soloprogramm über Bettina von Arnim auf die Bühne. Früher hat mich meine Schwester bewundert im Theater. Aber in gewisser Weise hat sie mich in Sachen internationaler Reputation überflügelt. Und ich muss mich da in der Tat neu definieren, ja sogar emanzipieren von ihr. Denn ich meine, was ich mache, ist auch Kunst. Ich habe keine Ouvertüre, die das Publikum einstimmt, ich habe nahezu keinen Einfluss auf die Texte, auf die Musik, auf Regie. Als Schauspieler bist du dann groß im Bild und eine ➔

dungen, einfach weil sie zu wenig Zündstoff boten – das hat zumindest der Literaturwissenschaftler Bernhard Jahn von der Uni Magdeburg herausgefunden. Langweilig, weil zu lieb zueinander? Jedenfalls gelten bis heute Sister Acts als wenig interessant für die Forschung. Für die Klatschpresse schon. Da geht's um pure Emotion – und um Voyeurismus. Wie bei Kylie Minogue, als sie nach ihrer (Krebs-) Auszeit ihren ersten Auftritt gemeinsam mit Schwester Dannii Minogue bestritt. Nur ihre Schwester, die auch Sängerin ist, konnte ihr wohl die nötige Kraft dafür geben. Apropos Gene: Durchschnittlich haben Geschwister einen gemeinsamen genetischen Anteil von ca. 50 Prozent. Über Talent im Doppelpack verfügen auch die US-Mo-

dedesignerinnen Laura und Kate Mulleavy, die mit ihrem eigenwilligen Label Rodarte derzeit den Fashion-Circus gewaltig aufmischen. Ihre früheren, kleineren Rivalitäten haben sie in kreative Bahnen gelenkt – mit Riesenerfolg. Trotz allem Wirbel um sie bleiben sie ihrem unangepassten Stil treu. Das

„Diese magische Vertrautheit, die Schwestern zueinander aufbauen, wird in keiner anderen Beziehung, gleichgültig was für eine, auch nicht in der harmonischsten Liebesverbindung, wieder erreicht. Schwestern sind sich so vertraut, sie sind voreinander seelisch nackt“, so Dr. Hartmut

„WELCH HERRLICHE BILDER. ALLE BEWUNDERN SIE. DU HAST DEINEN COUP GEMACHT.“ SIMONE DE BEAUVOIR AN IHRE ZWEI JAHRE JÜNGERE SCHWESTER HÉLÈNE

mag leichter gehen, weil sie zu zweit sind, weil sie sich haben. Die Schauspielerin Katja Riemann bringt dieses Gefühl der Sicherheit auf den Punkt, wenn sie die Beziehung zu ihrer Schwester Susanne, einer bildenden Künstlerin, als „verbriefte lebenslange Garantie auf Liebe“ bezeichnet.

Kasten, der Psychologie und Pädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München lehrt. Das trifft besonders auf Schwestern zu, die altersmäßig nah benachbart sind – denn: Geringer Altersabstand und Gleichgeschlechtlichkeit bedeutet größte Vertrautheit, weiß Hartmut Kasten, ➔



Kamera lügt nicht, das ist schon auch ein hartes Brot. Und ich finde, aus schlechten Texten etwas Gutes zu machen ist mehr wert als einen soliden Shakespeare abzuliefern. Und so gesehen fühle ich mich revolutionärer als Christine. Ich habe allerdings eine große Sehnsucht, dass sie mich als Künstlerin wahrnimmt und erkennt. Und da hat sich schon eine Menge gebessert. Ich denke, wir werden beide schlauer und auch etwas weicher im Alter.

GIBT ES DAS BEI IHNEN BEIDEN, DASS SIE KRITIK, ABER AUCH WERTSCHÄTZUNG BIS HIN ZUR BEWUNDERUNG OFFEN AUSSPRECHEN?

Susanne: Wie gesagt, mich fasziniert Christines Kompromisslosigkeit. Und wenn ich sie manchmal erlebe, bei einer Arie, dann rutscht mir das Herz in die Hose und ich falle fast in Ohnmacht. Also ihre Kunst geht mir schon sehr nahe.

Christine: Ich werde ja immer noch auf den „Figaro“ angesprochen vor zwei Jahren in Salzburg. Ich selbst habe mir die Aufzeichnung

bis heute nicht angeschaut. Und ich weiß wirklich nicht, was da so besonders war an jenem Abend. Aber es war wohl einer jener magischen Momente. Nur da schaut du selber als Letzte rein.

HABEN SIE DENN SCHON ETWAS GEMEINSAM AUF DIE BÜHNE GEBRACHT?

Christine: Ja, da war ein Komponist, mit dem ich befreundet war, und es ging um Jandl und Bachmann-Texte, ein Stück, in dessen Mitte wir jeweils auf die Schiene der anderen switchten. Also ich in den Sprechgesang und Susanne in eine Art Comic-Solo.

Susanne: Das Ganze in schwarzen Dirndl und schwarzen Strümpfen, recht abstrakt, surreal, witzig, zwei charmante Kellnerinnen der Avantgarde, begeisterte Zuschauer und tolle Kritiken.

GAB ES BEI IHNEN AUCH RICHTIGE BEZIEHUNGSKRISEN?

Christine: Klar gab es mal ein paar Wochen oder Monate Funkstille. Da hatte jede ihr Ding zu bewältigen und der Kontakt schief

ein wenig ein. Irgendwann kommt dann eine eigene Krise und das liefert den Anlass, die Schwester wieder anzurufen.

Susanne: Glückwunsch! Dann hast du aber ganz selten eine Krise. Weil ich habe dich mit Sicherheit öfters angerufen.

UND GIBT ES GANZ MANIFESTE DIFFERENZEN?

Susanne: Politisch, denke ich, sind wir recht kontrovers. Ich betrachte die Dinge meines Erachtens etwas reifer und nicht so naiv idealistisch-pazifistisch wie Christine manchmal. Ich bin eher Realistin, urteile langsam, vermeide Schablonenurteile, konservativ, meinetwegen. Und auch Norbert Blüm sagt manchmal richtige Dinge. Dennoch haben wir damals in Frankfurt gemeinsam gegen die Startbahn West demonstriert.

PFLEGEN SIE OFFENE AUSSPRACHEN?

Susanne: Ja. Und wie. Gerade politisch, da fliegen manchmal die Fetzen. Aber ich bin ein bisschen respektvoller geworden meiner kleinen Schwester gegenüber. Davon abgesehen

der auch Autor ist von „Geschwister: Vorbilder, Rivalen, Vertraute“. Grenzenlose Nähe und gelebte Rivalität – das ewige Thema zwischen Schwestern. Ein besonders berührendes Beispiel dafür sind Hilary und Jacqueline du Pré. Schon ganz früh teilen sie ihre musikalische Begabung – Hilary spielt Querflöte, Jacqueline Cello. Während der Cellistin in den 1960er-Jahren die ganze Welt zu Füßen liegt, entscheidet sich ihre Schwester für ein Familienleben auf dem Land. Jede hätte gern einen Teil vom Leben der anderen. Hilary hat ihre Erinnerungen in dem Buch „Ein Genie in der Familie“ niedergeschrieben, das 1998 auch verfilmt wurde („Hilary & Jackie“). Auch wenn der biografische Wahrheitsgehalt im Detail von Freunden Jackies

(allen voran deren einstiger Ehemann Daniel Barenboim) bestritten wird, so trifft er doch genau die Ambivalenz von Schwesternbeziehungen. Keine kann der anderen genug Raum geben, um sich emotional zu entfalten. Deshalb brechen sie auch immer wieder den Kontakt zueinander ab. Aber sie können nicht ohne einander. „Eine Schwester kann man nicht loswerden. Sie bleibt nun mal immer die Schwester“, sagt Corinna Onnen-Isemann, die einen kompletten Bruch grundsätzlich für schwierig hält. Sie ist ein Teil von einem selbst, eine Sehnsucht, die immer präsent ist, innigste Erfüllung und tiefsten Schmerz mit sich bringt. Bei Hilary und Jackie bekommt die Beziehung eine tragische Dimension, als Jacqueline du Pré an einer aggressiven

Form von Multipler Sklerose erkrankt, sie mit 28 schon ihre Karriere beenden muss und mit 42 stirbt. Wie das schauspielerische Alter Ego der Hilary (gespielt von Rachel Griffiths) im Film auf den Verlust der Schwester reagiert, hat etwas Archaisches.

Beziehungen unter Schwestern sind intimer als die unter Brüdern: Im Gegensatz zu Männern dürfen Frauen diese Nähe auch öffentlich zulassen. Sogar heute noch sollen Jungen ihre Gefühle unter Verschluss halten, die Zähne zusammenbeißen, Schmerz einfach nicht zeigen. „Das wirkt sich dann auch auf die Bruderbeziehung aus, auch wenn man viel füreinander empfindet, zeigt man es nicht. Schwestern dagegen schon“, meint der Psychologe Hartmut Kasten. Die Enge ➔

MADAME 9/2009

ist es selbstverständlich, dass ich mich für sie freue, für den Applaus, den sie bekommt, eine heiße Dusche fürs Künstlerego. Was ich an ihr schätze, ist zudem, wie sie sich abgrenzen kann und welch mutige Entscheidungen sie trifft, zickiger, frecher, konsequenter. Typisch für die jüngere Schwester. Die können sich das irgendwie leisten. Das wäre mir nie vergönnt gewesen. Warum genau, das müsste man wissenschaftlich erforschen.

WÄREN SIE BEIDE AUCH FREUNDINNEN, WENN SIE KEINE SCHWESTERN WÄREN?

Susanne: Ich glaube ja. Doch klar. Irgendwie ist bei uns immer Family. Ich denke, wir mögen uns aber nicht nur deswegen, sondern weil wir uns prinzipiell schätzen. Wenn wir uns treffen, machen wir viel zusammen – kochen, Freunde einladen, zusammen in einem Bett schlafen, mit den Kindern kuscheln wie früher zu Hause, wie in einem Fuchsbau. Kräuter sammeln.

Christine: Wenn wir nicht Schwestern wären, dann sicher ganz gute Freundinnen im Geist. Auch weil wir dasselbe künstlerische Credo haben. Wir glauben an die Macht der feinen Gestaltung, egal ob Töne oder Blicke. Wir haben uns immer gegenseitig inspiriert. Weil wir aber Schwestern sind, ist es ein Riesenglück, dass wir beide Erfolg haben und anerkannt werden. Sonst wäre das nicht so einfach zu ertragen. **WOLF REISER**

dieser Verbindung gipfelt für ihn in der Frage, „ob sie überhaupt beendet werden kann“. Denn selbst wenn man den Kontakt abbricht, bleibt der andere Mensch immer präsent, in Träumen, Gedanken, Alltagsgesprächen. Das kennt jeder von uns: Fast täglich ertappt man sich selbst dabei, dass man wie ein Familienmitglied klingt, eine spezifische Bewegung verinnerlicht hat. Da ein Bruch in der Familie aber immer noch ein gesellschaftliches Tabuthema ist, gibt es nur wenige wissenschaftliche Erhebungen dazu. In der Studie zu „Schwesterherz, Schwesterschmerz“ haben dennoch einige Frauen offen zu gegeben, mit der Schwester keinen Kontakt mehr zu haben. Und vor allem: sie auch nicht zu vermissen. Die Kulturwissenschaftlerin Gertrud Maria Rösch

hält das prinzipiell für möglich, aber auch sie hat ihre Bedenken: „Da ist das letzte Wort nicht gesprochen, bevor diese Frauen nicht 80 oder 85 sind.“

In „Das andere Geschlecht“ schreibt Simone de Beauvoir 1949: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht.“ Das trifft besonders auf Schwestern zu, deren Stereotyp sich in den Köpfen festzementiert zu haben scheint. Es wird einfach erwartet, dass unter Schwestern ein enger Zusammenhalt besteht, eine Art symbiotische Beziehung. Schwestern haben zu sein wie Pech und Schwefel. Gefördert wird dieses Klischee seit Jahrhunderten: „Diese Vorstellung von zwei Mädchen, die sich lieben, die zusammengehören, das ist etwas, das uns als kulturelle Vorstellung auch einfach lieb ist, das möchten wir nicht aufgeben. Dass das aber zwischen zwei Frauen nicht immer so sein kann, müsste eigentlich viel stärker in unserem Bewusstsein sein“, so Gertrud Maria Rösch. Doch die Macht dieses Bildes, das sich vor gut 200 Jahren – übrigens parallel zur Entstehung der Kernfamilie – in der Literatur verfestigt hat, ist groß. Abweichungen werden als negativ und falsch empfunden. Das hat auch die aktuelle Studie der beiden Professorinnen Rösch und Onnen-Isemann wieder aufs Neue belegt. Demnach scheinen Schwesternbeziehungen in der Öffentlichkeit in einem anderen Licht zu stehen als Bruderbeziehungen. Während man zum Beispiel bei den Klitschko-Brüdern einfach davon ausgeht, dass die beiden sich mögen, werden die Williams-Schwestern Serena und Venus genau beobachtet, ob denn nun nach dem nächsten Tennisturnier nicht doch noch der Zickenkrieg ausbricht. „Schwesternbeziehungen werden in der Öffentlichkeit stets inszeniert und sind allgegenwärtig“, davon ist Gertrud Maria Rösch überzeugt.

Übrigens: Auch die Schriftstellerin und frühe Vorzeige-Feministin Simone de Beauvoir hatte eine kleine Schwester, die erfolgreiche Malerin Hélène de Beauvoir. Simone versuchte – genauso wie es das Klischee der großen Schwester will – fast ein Leben lang über „Poupette“ (Püppchen), wie sie Hélène nannte, zu bestimmen, ja sogar ihre Malerei zu beeinflussen. Erst spät konnte sie die schöpferische Kraft und damit die Eigenständigkeit der Schwester anerkennen.

Spätestens seit diesem Jahr sollten sich auch alle „Dein-armer-Vater-Sprüche“ für mich erledigt haben: Britische Forscher haben gerade eine Studie veröffentlicht, die belegt, dass Schwestern den Gesamtverbund glücklicher machen, während Brüder eher für Stress in der Familie sorgen. Durch Schwestern wird nämlich das Klima innerhalb der Familie offener und man spricht eher über Gefühle. Davon profitieren alle Geschwister (auch Brüder): Sie werden dadurch optimistischer, ehrgeiziger und ausgeglichener. Wie beruhigend, gleich vier Schwestern zu haben. Und wie aufregend, dass deren Nachwuchs nur aus Jungs besteht. Sechs Racker, die auch weinen dürfen...

CORDULA MERBELER

BÜCHER ZUM THEMA

• **FRAUENSACHE** Schwesternbeziehungen – zwei Professorinnen haken nach: Corinna Onnen-Isemann und Gertrud Maria Rösch: „Schwesterherz, Schwesterschmerz. Schwestern zwischen Solidarität und Rivalität“ (mvg, 15,90 Euro)

• **REIHENFOLGEN** Wie beeinflussen Geschwisterkonstellationen unser Leben? Einblicke in die Forschung bietet Hartmut Kasten in „Geschwister. Vorbilder, Rivalen, Vertraute“ (Ernst Reinhardt Verlag, 17,90 Euro)

• **DOPPEL BIOGRAFIE** Sie waren Ikonen der 68er: die Zwillinge Gisela Getty und Jutta Winkelmann. Mit ihren Memoiren schicken sie uns auf Zeitreise: „Die Zwillinge oder Vom Versuch, Geist und Geld zu küssen“ (weissbooks, 22 Euro)